



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Aus Deutsch-Oestreich.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

schießen, den Dingen die lange vorbereitete Wendung *contra domum austriacam* zu geben!

Die jähe Wendung der kurfürstlichen Politik ist für Preußen die Quelle glänzender Erfolge, aber auch schwerer Verwickelungen und Gefahren gewesen. Vor Allem war beklagenswerth, daß das Aufgeben der Unionsbestrebungen die unmittelbare Consequenz des Wechsels war. Der Gegensatz gegen Oestreich trat bald genug wieder hervor. Ihn aber wiederum zum Ausgangspunkt für eine schöpferische deutsche Politik zu machen, blieb dem Kurfürsten in der Folge versagt. Erst seinem großen Urenkel war es vergönnt, das unterbrochene Werk wieder aufzunehmen. Dennoch stehen wir nicht an, jenen Wechsel bei der Unzuverlässigkeit Schwedens für eine Nothwendigkeit zu halten. Daß Waldeck die Sache nicht so ansah, ist erklärlich, und daß er, um nicht einem in seinen Augen verderblichen System zu dienen, den Dienst des großen Kurfürsten verließ, legt Zeugniß für die Selbständigkeit seines Charakters und die Stärke seiner politischen Ueberzeugungen ab. Dennoch kann man ihn nur mit Bedauern aus den Verhältnissen scheiden sehen, die einem begabten patriotisch gesinnten Staatsmanne unter allen Umständen Gelegenheit zur Bethätigung seiner Kräfte boten.

Wir können nur wünschen, daß die weiteren Schicksale und Thaten Waldeck's einen ebenso kundigen und seiner Aufgabe gewachsenen Darsteller finden mögen, wie seine kurze Laufbahn im Dienste des Kurfürsten in Erdmannsdörffer gefunden hat. Unser Verfasser bricht seine Erzählung mit Waldeck's Rücktritt ab und erwähnt zum Schlusse nur noch, wie in den Jahren 1681 und 1685 der Kurfürst und sein ehemaliger Minister noch einmal sich nahe traten. Waldeck drängte den über die kaiserliche Politik tief verstimmt und mit Frankreich befreundeten Kurfürsten zum Kriege gegen Frankreich. Und als nach längerem Zögern 1686 der Kurfürst mit voller Energie sich zum europäischen Unabhängigkeitskampf gegen Frankreich rüstete, wurde Waldeck zu einem der Oberbefehlshaber über die deutschen Bundes-truppen erwählt. „So fanden sich am Abend ihres Lebens die beiden Männer doch noch einmal in der gemeinsamen Richtung auf eine große nationale Aufgabe zusammen.“

---

### Aus Deutsch-Oestreich.

Ende August.

Das sprichwörtliche blinde Glück Oestreichs hat viel von seinem Credit verloren, aber so ganz und gar will es sich doch nicht ins Fabelbuch verweisen lassen. Ja, die Pfaffenorgane im Lande und außer demselben haben

guten Grund, Zweifel an der Wahrheit der entsetzlichen Krakauer Klostergeschichte zu äußern, denn nie ist auf dem Theater ein *deus ex machina* pünktlicher erschienen, wenn das Latein der Helden und Liebenden zu Ende war, als die unglückliche Barbara Ubryk dem Reichs- und dem cisleithanischen Ministerium zu Hilfe kam. Die Actien der mit Hochdruck arbeitenden clerical-feudalen Partei standen wieder einmal günstig, das kann als sicher angenommen werden. Gerüchte will ich nicht wiederholen; seit dem so merkwürdigen Staatsstreiche von 1865 ist man hier sehr geneigt zur Gespensterseherei und überdies haben wir ja die Gefahr vorläufig hinter uns. Aber daß sie vorhanden war, das stellen die öffentliche und private Agitation in Sachen des angeklagten Bischofs von Linz und die überraschend schnelle Vergnädigung desselben wohl außer Zweifel. Doch nicht genug, daß den Anwälten der geknechteten Kirche und des verleumdeten Concordats plötzlich so derb auf den Mund geschlagen wird und sie aus Klugheit gerathen finden werden, ihn nicht zu bald wieder zu öffnen. Die Regierung wird förmlich gezwungen, den Fall in Krakau zum Ausgangspunkte energischer und gründlicher Maßregeln zu nehmen, sie könnte nicht ausweichen, auch wenn sie wollte. Das Interessante ist nämlich, daß die Gerichte den Vorsterinnen des Carmeliterinnenklosters, welche die unglückliche Nonne in Schmutz, Kälte und Hunger verkommen ließen, sehr wenig werden anhaben können, denn diese haben in gutem Glauben, haben ihren Ordensvorschriften gemäß gehandelt, sie schädigten die Schwester nicht „aus bösem Vorsatz“, nicht „in feindseliger Absicht“, sie übten eine ihnen zustehende Gewalt aus, und damit ist nach der Ansicht tüchtiger Juristen das Verfahren gegen Barbara Ubryk aus der Kategorie der Verbrechen und Vergehen in die der „Uebertretungen“ verwiesen. Wenn dem so ist und der Gerichtshof demgemäß zu Recht erkennt, so muß ein solches Factum mit viel mehr überzeugender Gewalt und unwiderleglicherer Logik als alle staatsrechtlichen Deductionen vermöchten, darthun, daß der Rechtsstaat eine Fiction ist, so lange Exemptionen irgend einer Art bestehen, oder so lange — um ein früher aller Welt geläufiges Schlagwort zu gebrauchen — so lange der Staat im Staate geduldet wird.

Die Presse, die Vereine und Volksversammlungen drängen denn auch die Regierung zu energischen Schritten, mit Hestigkeit und oft mit viel Unvernunft. Volksversammlungen muß man wohl in dem Punkt etwas zuguthalten. Aber es macht nicht bloß einen niederschlagenden Eindruck, wenn die sogenannte Volkspartei sich dermaßen blamirt, wie neulich in Wien. Bei uns ist dergleichen nie ungefährlich. An sich würde es wenig bedeuten, wenn eine Schaar unschädlicher Schwärzer einige Hundert Menschen um sich versammelten und ihnen theils unreifes, theils abgestandenes Zeug über die „Klosterfrage“ vortrügen; man könnte höchstens die beispiellose Tactlosigkeit dieser

„Führer“ bedauern, welche bei einer solchen Gelegenheit in einem überwiegend katholischen Staate einen Protestanten zum Vorsitzenden und einen Juden zum Hauptredner machen. Leider steht aber bei uns die liberale Sache noch auf sehr schwachen Füßen und das stolze Pochen der Zeitungen auf die beschworene Verfassung hat gar zu viel von dem Singen der Kinder im Finstern an sich. Und in der That lauern ja die Gegner, welche weder versöhnt sind noch an Einfluß eingebüßt haben, nur auf den rechten Moment, um „dem ganzen Schwindel“ ein Ende zu machen. Was kann ihnen willkommener sein als solch' Volksversammlungsgeväsch, gegen welches sich an Ort und Stelle keine, in der Publicistik kaum eine Stimme erhob! Da muß die gute Sache immer büßen für die Streiche ihrer ungeschickten Anhänger. Und auch die liberalen Blätter behandeln die Angelegenheit nur selten verständiger. Aufhebung der Klöster, Einziehung der Kirchengüter — die Forderung ist so einfach und imponirt dem großen Haufen. Und werden überdies die Minister mit harten oder spöttischen Worten angelassen, weil sie nicht augenblicklich den Botschafter von Rom abberufen und das gesammte Eigenthum der todten Hand confisciren wollen, so ist die öffentliche Meinung entzückt über den Muth und die Weisheit ihrer Vertreter. Ich habe keinen Beruf, unsere Minister weiß zu waschen, daß man sie aber in dieser Frage höchst unbillig behandelt, ist mit Händen zu greifen. Dem Grafen Beust ist allerdings vor Kurzem etwas Unangenehmes begegnet; Einer von der ultramontanen polnischen Clique bezeugte ihm in der Delegation, er und seine Freunde seien mit des Reichskanzlers Haltung gegen Rom vollkommen zufrieden. Das war ein verdächtiges Lob. Allein man darf nicht vergessen, daß Beust Protestant ist und daher doppelt vorsichtig sein muß, um nicht Alles zu verderben. Und wenn die demokratischen Organe andere Minister an die Glaubensbekenntnisse erinnern, welche diese einst als Oppositionscandidaten vor ihren Wählern abgelegt haben, so ist das auch ein sehr wohlfeiler Spaß. Ein Fußgänger vermißt sich wohl, den Hügel dort in einem Laufe zu ersteigen; kommt er am Fuße derselben an, so erkennt er überrascht in dem vermeintlichen Hügel einen steilen Felsen, dreimal so hoch, als er ihn aus der Ferne schätzte. Nun kann man ihm wohl die frühere Uebereilung zum Vorwurfe machen, nicht aber ein bedächtiges Ersteigen der Höhe.

Zudem handeln all' die mit dem Munde überaus Kühnen für sich noch viel vorsichtiger als die verantwortlichen Lenker des Staatschiffs. Wir lesen nicht leicht eine Klosterstürmerrede, in welcher nicht die feierliche Versicherung vorkommt, Redner sei ein guter Katholik, ein treuer Sohn der Kirche. Und wenn man den guten Katholiken aufs Gewissen fragte, würde sich ergeben, daß ihm alle Dogmen gleichgiltig, daß er sich um die Kirche gar nicht kümmert.

Wozu also die Heuchelei? Et nun, man kann doch nicht wissen, für alle Fälle, es ist leidige Gewohnheitsache. Wir wollen auch damit nicht zu streng ins Gericht gehen, es ist ja noch nicht gar lange her, daß ein Professor der Naturwissenschaften, ein Mann von europäischem Rufe, öffentlich erklären mußte, die Ergebnisse seiner Forschungen stünden nicht im Widerspruch mit den Lehren der katholischen Kirche — er hätte sonst seine amtliche Stellung riskirt! Vor dreihundert Jahren dachten die Deutschen in Oestreich freilich anders, sie sagten sich einfach los vom Papstthum, wanderten schaarenweise aus, als dieses wieder die Oberhand gewann, oder fügten sich doch erst dem härtesten Zwange. Heute nun könnte das östreichische Volk den damaligen verhängnißvollen, vielbeklagten Irrthum der Habsburger wieder gutmachen. Der fromme Wahn der Kaiser, sie dürften die reformatorische Bewegung nicht auskommen lassen, verschuldete die religiöse und politische Zerklüftung Deutschlands; der Starrsinn des Papstthums könnte jetzt wenigstens zur religiösen Wiedervereinigung führen. Der Gedanke, daß eine natürlich von Rom unabhängige deutsche Nationalkirche der Spaltung ein Ende machen könnte, ist ja hüben und drüben nie ganz ausgestorben, und würde in Oestreich in großartigem Maßstabe das Beispiel der Losagung von Rom gegeben, die Bewegung müßte unwiderstehlich sein, Priester vor Allem würden massenhaft und freudig sich derselben anschließen, und wäre jener wichtigste, entscheidende Schritt einmal geschehen, wäre mit dem unfehlbaren Bischof von Rom erst gebrochen, so sollte die Verständigung wohl nicht unmöglich sein.

Ohne ernste Kämpfe im Innern wäre das gewiß nicht durchführbar; aber als ob uns die jetzt erspart bleiben würden! Der Mittelstand ist überall der Reform zugethan, doch auf den hohen und höchsten Adel und auf die Gebirgsbevölkerung hat die zu Rom haltende Geistlichkeit noch immer großen Einfluß und benützt ihn im Stillen kräftigt. Der Adel will nicht aufgeklärt sein, mag er sich daher immerhin schmolgend zurückziehen oder ohnmächtige Proteste erheben. Dem Bauern hingegen muß der Aberglaube genommen werden, daß es darauf abgesehen sei, ihn zu entchristlichen, ihm seinen Glauben zu verkümmern. Den harten Naturen, welche sich den dürftigen Lebensunterhalt durch schwerste, oft lebensgefährliche Arbeit täglicherringen müssen, ist der Cultus noch eine Sache, für welche sie zu handeln und zu dulden bereit sind. Aber nichts ist verkehrter, als deshalb, wie es so oft geschieht, über diese Leute als verdummte Pfaffenknechte den Stab zu brechen. Zu anderer Zeit schlugen sich die Tiroler, Salzburger, Inneröstreicher ebenso tapfer für „das reine Evangelium“ gegen die Pfaffen, wie sie sich gegenwärtig schlagen würden, wenn man sie mit Gewalt evangelisch machen wollte, und die blutarmen Holzknechte und Salzarbeiter in der Gosau, am Hall-

städter See u. s. w. hargen Hundert Jahre lang ihr protestantisches Bekenntniß, bis eine bessere Zeit dann wieder gestattete, dasselbe offen zu zeigen. Solche Menschen lassen sich fanatisiren, aber auch aufklären, wenn man nur zu ihnen gelangt und ihre Sprache zu reden weiß. Vorderhand ist die Gesezsfahr noch groß, denn sie hören nur den Pfarrer, zu welchem sie allsonntäglich aus ihren Thälern und von ihren unzugänglichen Höhen herabsteigen; Zeitungen kommen nicht zu ihnen, überhaupt nichts Gedrucktes als der Kalender und der Steuerbogen. Würde ihnen begreiflich gemacht, daß die Geseze, welche die Pfaffen ihnen so fürchterlich malen, gar nichts Anderes bezwecken, als ihnen wie jedem Andern völlige Glaubens- und Cultusfreiheit zu sichern, so würden sie sich nicht weiter um dieselben scheeren; so lange es nicht geschieht, ist von ihnen gelegentlich erbitterter Widerstand zu gewärtigen, vorzüglich da, wo noch der von Geistlichen so fleißig geschürte Nationalitätenstreit mit ins Spiel kommt. In diesem Punkte läßt die liberale Partei sich unverantwortliche Versäumnisse zu Schulden kommen. Es gibt wohl einzelne Missionäre, welche unermülich in den Bergen umherklettern und sich bemühen, den Bewohnern derselben ein Licht aufzustecken, aber im Großen geschieht nichts. Die Regierung ihrerseits fühlte das Bedürfnis, dem Einfluß der Geistlichkeit entgegenzuwirken, aber wie stellte sie es an! Auf den gewöhnlichen amtlichen Wegen wurden zu Tausenden Brochüren über die Verfassung, die confessionellen Geseze, die Wehrpflicht verbreitet, und wenn sie, wie sich vermuthen läßt, gar nicht in die Hände gelangten, für die sie bestimmt waren, so ist das vielleicht noch ein Glück zu nennen. Es mag ein Wiß gewesen sein, daß irgendwo zu lesen stand, das Ministerium lasse alle diese Schriften von einem Beamten des Preßbureaus fabriciren, welcher sich durch ähnliche Arbeiten das besondere Vertrauen des Grafen Belcredi erworben habe, vorzüglich durch eine gegen die jetzigen Minister und das constitutionelle System gerichtete Brochüre. Das wird, wie gesagt, ein Wiß gewesen sein; aber schlecht war er nicht, denn die Hefte schauten in der That aus, als ob sie auf Commando von Einem zusammengeschrieben seien, der in einem Athem für und gegen dieselbe Sache schreibt. Da verstehen die Geistlichen das Geschäft besser. Freilich kennen sie auch den Ideenkreis, die Bedürfnisse, Stärken und Schwächen und die Sprache des Volks, mit welchem sie zu thun haben. Vom Bureautisch aus läßt sich ihrer Agitation kein Halt gebieten. Ein Preßverein mit zahlreichen Filialen, welche nach gemeinsamen Grundsätzen, aber frei je nach den provinziellen und localen Verhältnissen vorgingen, hätte noch am ersten Aussicht, zu reüssiren. Doch da gälte es zu handeln, nicht bloß Geld, sondern auch Zeit für die Sache zu opfern. Und wie wenig unsern Liberalen bis jetzt einleuchten will, daß die Freiheit Opfer an Zeit und Bequemlichkeit fordert, das beweist die große Scheu vor öffent-

lichen Aemtern, welche nichts eintragen, und die geringe Freude, welche die Meisten über die Ehre empfinden, auf der Liste der Geschworenen zu figuriren.

## Die Tage in Galizien.\*)

### II.

Die Sommermonate dieses Jahres boten den polnischen Patrioten zwei erwünschte Gelegenheiten, ihre Sache im Gedächtniß Europas aufzufrischen und ihre Landsleute zum Bekenntniß unveränderten Glaubens an die Wiederherstellung der königlichen Republik zu mahnen. Im Juli wurde die zufällig aufgefundenene Leiche König Kasimirs in der Kathedrale von Krakau feierlich beigesetzt, am 11. August kehrte der 300. Jahrestag jener Union zwischen Polen und dem Großfürstenthum Litthauen wieder, welche im J. 1569 zu Lublin ausgesprochen worden war, um unwissentlich den ersten Nagel in den Sarg des polnischen Staats zu treiben. Ist es doch diese Einverleibung der wenigstens zum Theil von griechisch-orthodoxen Christen und Weißrussen bewohnten Länder gewesen, welche die Dissidentenhandel und damit die Einmischung Rußlands in die inneren Angelegenheiten der Republik herbeiführte. Nichtsdestoweniger sollte dieser Tag gefeiert werden, um Zeugniß dafür abzulegen, daß Polen an seinen alten Grenzen und an der Interessen-Solidarität aller ehemals polnischen Länder festhalte.

Natürlich wurde von russischer Seite sofort die Parole ausgegeben, daß jede Betheiligung an der einen wie der andern Feier Verrath an der slavisch-nationalen Sache sei. Dadurch konnte aber nicht verhindert werden, daß beide Tage zu Krakau wie zu Lemberg unter zahlreicher Betheiligung der Bevölkerung begangen wurden. Aber die Ruthenen thaten wenigstens ihr Möglichstes, um namentlich gegen die Union von Lublin zu protestiren, da dieselbe ihrer Nationalität ebenso zu nahe trat, wie dem russischen Staat. Die Grablegung Kasimirs war so rasch gekommen, daß man derselben ungerüstet gegenüberstand. Sämmtliche griechische und unirte Geistliche, die sich an der Begehung der Grablegung Kasimirs betheilig hatten, erhielten von ihren Bischöfen Verwarnungen — gegen die Unionsfeier aber wurden bei Zeiten Maßregeln ergriffen. Die großrussische Partei erließ in dem „Slowo“ eine feierliche Verwahrung, welche die Bedeutungslosigkeit der vor 300 Jahren

\*) Vrgl. Nr. 30 der Grenzboten.